Hinter jedem frischen Palmfruchtstand



Inmitten einer Ölpalmenplantage, deren ordentliche Reihen an die Formation niederländischer Kolonialsoldaten erinnern, sieht man Arbeiterinnen, die den Bäumen „Nahrung“ geben. Sie streuen Dünger aus, damit die Palmen fruchtbar bleiben, groß und kräftig wachsen und frische Fruchtstände hervorbringen, in Indonesien TBS genannt.

Ihre sanften Hände bewegen sich wie im Tanz und streuen Dünger nach links und rechts. Doch hinter den scheinbar anmutigen Bewegungen steckt eine schwere Last: 600 Kilogramm Dünger müssen an einem einzigen Arbeitstag ausgebracht werden, für einen Tageslohn von nur rund 130.000 Rupiah.

Sie halten durch, damit Essen auf dem Tisch steht, ihre Kinder ausreichend ernährt sind, Schulsachen bekommen und ihre Ausbildung bezahlt werden kann. Diese Gedanken begleiten sie bei der Arbeit.

Wieder ein Morgen

Noch bevor es richtig hell wird, ist sie wach. Sie packt etwas zu essen ein, sorgt dafür, dass die Kinder frühstücken, und geht dann zur Plantage. Ihre Handschuhe werden allmählich dünn. Ein Sack Dünger wartet darauf, auf ihren Rücken gehoben zu werden.

An diesem Tag liegt das Soll nicht mehr bei 600 Kilogramm. Der Vorarbeiter verkündet eine Nachricht, die wie ein Segen klingt: mehr Fläche, mehr Dünger und ein auf eine Tonne erhöhtes Arbeitssoll. Dafür, heißt es, gebe es eine zusätzliche Prämie.

Sie nickt nur. Nicht, weil sie sicher ist, dass es reichen wird, sondern weil Nein zu sagen keine einfache Entscheidung ist. Es gibt Raten abzuzahlen, Schulgeld zu bezahlen und Ausgaben für den Haushalt, die keinen freien Tag kennen.

Ein Körper, dessen Arbeit zu schlecht bezahlt wird

Eine Tonne Dünger ist mehr als eine Zahl. Sie bedeutet, Dutzende Male Säcke zu heben, zu tragen, zu öffnen, auszuschütten und den Inhalt zu verteilen. Sie bedeutet Schritte, die nicht nach Entfernung gezählt werden, sondern nach den Ölpalmen, die sie eine nach der anderen abgehen muss.

Ihr Rücken beginnt, sich an den Schmerz zu gewöhnen. Die einst weichen Hände sind vom Reiben der Säcke, vom Dünger und vom Wetter rau geworden. Ihre Füße kennen Schlamm, Wurzeln und einen Weg, der nie wirklich endet.

Im Büro erscheint diese Zahl vielleicht nur als erreichte Produktionsleistung. Zu Hause bedeutet sie Reis auf dem Tisch, ordentliche Schuluniformen, die nötigen Bücher und die Hoffnung, dass die Zukunft der Kinder nicht die ihrer Mutter wiederholen muss.

Was unsichtbar bleibt

Am gefährlichsten ist der Schmerz, den niemand sieht. Rückenschmerzen gelten als normal. Erschöpfung gehört angeblich zur Arbeit. Husten, Schwindel oder Hautreizungen werden oft abgetan, weil „das schon wieder weggeht“.

Dabei bringt die Arbeit beim Düngen die Arbeiterinnen unmittelbar mit Düngemitteln und Chemikalien in Berührung, während persönliche Schutzausrüstung und regelmäßige Gesundheitsuntersuchungen häufig unzureichend sind. Zudem arbeiten Frauen auf Ölpalmenplantagen oft als Tagelöhnerinnen ohne feste Anstellung, mit niedrigen Löhnen, unsicherer Beschäftigung und begrenzter sozialer Absicherung.

Niemand misst, wie viele Jahre ihr Körper durchhalten kann. Niemand fragt, was geschieht, wenn ihr Rücken keinen Sack mehr tragen kann. Wenn es so weit ist, wird sie vielleicht einfach als nicht mehr produktiv bezeichnet.

Die trügerische Prämie

Prämien dienen häufig als Begründung dafür, das Arbeitssoll zu erhöhen. Was wie eine Anerkennung aussieht, kann zur Falle werden: Die Beschäftigten werden gezwungen, für einen geringen Zuverdienst länger und härter zu arbeiten.

Damit wächst nicht nur die Menge des ausgebrachten Düngers. Es wachsen auch die Arbeitszeit, das Verletzungsrisiko, die Erschöpfung und die Schuld, die der Körper anhäuft und für die die Arbeiterin mit ihrer eigenen Zukunft bezahlt.

Wenn Schmerzen „normal“ werden

Mit der Zeit wird der Schmerz nicht mehr Schmerz genannt. Er wird Teil des Morgens, Teil des Weges zur Plantage, Teil des Abends vor dem Einschlafen.

Der Husten wird dem Wetter zugeschrieben. Der Juckreiz der Hitze. Der Schwindel dem Schlafmangel. Dabei sind Arbeiterinnen beim Düngen und Spritzen dem Risiko ausgesetzt, mit Agrochemikalien in Kontakt zu kommen, während Schutzausrüstung, Waschgelegenheiten und regelmäßige Gesundheitsuntersuchungen häufig unzureichend sind.

Wenn Schmerzen „normal“ werden, braucht das Unternehmen keine Verantwortung zu übernehmen. Wenn Erschöpfung als „selbstverständlich“ gilt, sieht der Staat keinen Anlass, einzugreifen.

Der Abend nach einer Tonne

An diesem Abend kehrt sie mit schweren Schritten zurück.

Der Düngersack mag leer sein, doch die Last ist noch nicht vorbei. Sie haftet an ihrem Rücken, zieht zur Taille und bleibt schließlich in einer Wirbelsäule sitzen, die sich nicht länger vergessen lassen will. Sie sitzt in der Tür und hält den Atem an, als hätte sie Angst, dass die Welt morgen früh noch mehr von ihr verlangen würde, sobald sie sich auch nur ein wenig beklagt.

An ihren Händen haften noch Düngerreste, die auch nach wiederholtem Waschen nicht verschwinden. Der stechende Geruch scheint sie daran erinnern zu wollen: Heute wurde dein Körper für die Plantage gebraucht, nicht für dich selbst.

Sie betrachtet ihre Handflächen. Früher waren sie weich. Jetzt sind sie rau, trocken und voller kleiner Wunden, von denen sie niemandem erzählt hat. Hände, die einst ihre Kinder trugen, tragen heute häufiger Düngersäcke. Hände, die einst das Schulessen vorbereiteten, streuen heute Hoffnung zwischen die Reihen der Ölpalmen.

Die Kinder schlafen

Im Haus schlafen ihre Kinder.

Eines hält sein Kissen fest umklammert. Ein anderes trägt noch die Schuluniform, weil es zu müde war, sie auszuziehen. Auf dem Tisch liegen Bücher, ein kurz gewordener Bleistift und Schulschuhe, deren Sohlen dünn werden.

Sie tritt langsam näher. Sie deckt das Kind zu, dessen Decke verrutscht ist. Mit den noch immer schweren Fingerspitzen berührt sie sein Haar.

„Morgen muss Mama wieder arbeiten“, flüstert sie, kaum hörbar.

Nicht, weil sie gelobt werden möchte. Auch nicht, weil sie Mitleid sucht. Sie will nur, dass ihre

Kinder morgens aufwachen, frühstücken und zur Schule gehen können, ohne das Gefühl zu haben, dass ihnen etwas fehlt.

Für sie ist eine Tonne Dünger keine Zahl. Sie ist Schulgeld. Sie ist Reis in der Küche. Sie ist Medizin, wenn ein Kind krank wird. Sie ist die schwerste Art zu sagen: „Mama hat euch lieb."

Ein Gebet auf dem Weg zur Plantage

Jeden Morgen, bevor sie aufbricht, spricht sie ein einfaches Gebet.

Sie betet, dass der Weg zur Plantage nicht zu rutschig ist. Dass die Säcke nicht zu schwer sind. Dass es nicht zu heiß wird. Dass ihre Hände stark bleiben. Dass ihre Kinder gesund sind. Dass die Küche nicht leer ist. Dass sie heute Abend noch nach Hause kommen kann.

Das Gebet ist nie lang. Nur wenige Sekunden, gesprochen, während sie ihren Gürtel zurechtrückt und einen Sack Dünger auf den Rücken hebt.

Dann geht sie los.

Zu einer Plantage, die keine Müdigkeit kennt. Zu einem Arbeitssoll, das nie genug ist. Zu einer Prämie, die sich immer unerreichbar anfühlt. Zu einer Zukunft für ihre Kinder, die sie mit Schweiß, Schmerzen und unwiederbringlicher Zeit erkaufen muss.

Lasst sie nicht hinter den Zahlen verschwinden

Es genügt nicht, dass Unternehmen das Arbeitssoll erhöhen und Prämien versprechen. Gewährleistet werden müssen realistische Arbeitsvorgaben, ein angemessener Tageslohn, ausreichende persönliche Schutzausrüstung, regelmäßige Gesundheitsuntersuchungen sowie eine Krankenversicherung und soziale Absicherung für Beschäftigte, die die Arbeiterinnen tatsächlich erreichen.

Der Staat darf nicht bloß zusehen, wenn Arbeiterinnen eine Last tragen, die ihre Körper nach und nach verschleißt. Die Arbeitsaufsicht im Palmölsektor muss dafür sorgen, dass Arbeitssicherheit, Löhne und Beschäftigungsverhältnisse nicht länger von wiederkehrenden Defiziten geprägt sind.

Die Ölpalmen werden weiter wachsen. Die Früchte werden weiter geerntet. Berichte werden weiterhin Tonnagen, Prämien und erreichte Vorgaben festhalten.

Aber lasst diese Frau nicht hinter den Zahlen verschwinden. Lasst ihre Rückenschmerzen nicht nur eine Geschichte für den Abend sein. Lasst ihre juckenden Hände nicht einfach als normal gelten. Lasst ihren Kindern nicht nur das übrig bleiben, was von einer Mutter bleibt, deren Körper durch die Arbeit unaufhörlich ausgezehrt wird.

Denn hinter jedem frischen Fruchtstand steht eine Mutter, die Schmerzen erträgt. Hinter jedem Düngersack steht Hoffnung, die auf einem gebeugten Rücken getragen wird. Hinter jeder Rupiah Tageslohn steht ein Kind, das zu Hause wartet und hofft, dass seine Mutter wohlbehalten zurückkehrt.

Sie ist keine Maschine. Sie ist keine Zahl in einer Zielvorgabe. Sie ist eine Frau, eine Mutter und eine Arbeiterin, die ein Recht auf ein menschenwürdiges Leben hat – und nicht nur darauf, zu arbeiten, bis ihr Körper nicht mehr kann.